

Inhalt

Vorworte	9
Leo Borchard	15
Im Hause Sombart	20
Die politische Jungfrau	31
Zu Tränen gerührt	41
Auf der Schwarzen Liste	45
Ohne Taktstock nach Berlin	54
Ich war überhaupt kein Wunder	57
Nicht die Geduld verlieren	63
Furtwängler und Amerika	82
Thomas Mann gegen Furtwängler	87
Pfingstsonntag 1947	92
Die große Nervenmühle	99
Das Leid mit dem Komponieren	116

Klarstellung der Verhältnisse	125
Kann man den Statthalter in der Stadt halten?	137
Die schwere Geburt der 2. Sinfonie	151
Der Berliner Titania-Palast	157
Berlin-Blockade	171
Boxerhafte Beinarbeit	179
Kein Intendant in Sicht	194
Maulkorberlass	204
Unser Kollege Ka.	211
Die Krone Toscaninis	234
Furtwängler wieder Chefdirigent	241
Die letzte Chance	252
Verträge sind eine Dummheit	261
Die Atmosphäre in der Bundesrepublik	264
Furtwängler und die Schallplatte	268

Intrigen	271
Von Furtwängler zurechtgewiesen	279
Signale auf rot	282
Der Hausbegleiter	284
Zerstörte Vertrauensbasis	287
Analyse eines Angebots	297
Abkehr	301
Wie eine beleidigte Primadonna	308
Celibidaches letzter Brief und der Abschied	318
Ein Hörgerät für Furtwängler	323
Karajan in den Startlöchern	331
Celibidache will das Orchester »brechen«	337
Das große Kreuz mit dem Verdienst	343
Durch Furtwängler traumatisiert	350
Celibidache über sich	362

Anhang 387

Briefübersicht 387

Tabelle der Nachkriegskonzerte mit Leo Borchard,
Sergiu Celibidache und Wilhelm Furtwängler 389

Zeittafel Wilhelm Furtwängler 391

Zeittafel Sergiu Celibidache 397

Personenregister 405

Presseauszüge zur 1. Auflage 409

Literaturhinweise 410

Vorwort zur ersten Auflage

Man sollte es nicht glauben: Der eine, Wilhelm Furtwängler, lebt seit 1954 nicht mehr, und doch kann man ihn in der Erinnerung gut erreichen. Sergiu Celibidache dagegen ist seit 1979 Generalmusikdirektor in München und hüllt sich über seine Vergangenheit meist in Schweigen. Beide Dirigenten wurden im Nachkriegs-Berlin eng aneinander gekettet. Sie waren Freunde, zerstritten sich und fanden den Weg nicht mehr zueinander. Das Berliner Philharmonische Orchester liebte den einen unbegrenzt und wollte den anderen schließlich nicht mehr haben.

Celibidache ist ein Charakter widersprüchlichster Natur. Auch sein künstlerisches Dasein ist ein einziger Kampf, ein Ringen um die Wahrheit in der Musik. »Ich behaupte, der objektivste Dirigent zu sein«, sagte er einmal, doch ist er heute zum Sinnbild für subjektive Deutung geworden. Außer den Besprechungen seiner Konzerte gibt es fast nichts über den Rumänen nachzulesen.

Das größte deutsche Musiklexikon »Musik in Geschichte und Gegenwart« weiß ihn beim Buchstaben C mit keiner Silbe zu würdigen, erwähnt ihn dafür an zwei anderen Stellen mit unrichtigen Daten. Bücher hat der sehr kluge Mann nicht geschrieben, bei ihm ist man auf ein paar Interviews, Kommentare und Zeitungsartikel angewiesen.

Auf der anderen Seite lebt eine wertvolle Zeugin: Elisabeth Furtwängler, die Witwe des großen Dirigenten und Komponisten. Innerhalb seines Nachlasses hütet sie in Clarens am Genfer See den umfangreichen Schriftverkehr; er ist in Ordnern gestapelt und wartet auf seine Veröffentlichung.

Meine Bekanntschaft mit Elisabeth Furtwängler ergab sich im Jahr 1974 aus Anlass einer Sendung zum 20. Todestag ihres Mannes. 1977 kam eine Postkarte mit der ständigen Einladung ins Furtwänglerhaus. Bis der Besuch Wirklichkeit wurde, vergingen aber noch einmal acht Jahre. Dann unterhielten wir uns in Clarens zum 100. Geburtstag Wilhelm Furtwänglers viele Stunden. Diese Tonbandaufnahmen führten zu dem Musikfeature: »Er wollte unangreifbar sein.«

Für mich lagen die Bibliothek Furtwänglers und sein Briefe offen da. Sofort suchte ich nach »Sergiu Celibidache«. Auch ihm war ich merkwürdigerweise zum ersten Mal im November 1974 persönlich begegnet. Damals war er der Erste Gastdirigent des Radio-Sinfonieorchesters Stuttgart und stand aus Anlass eines Konzerts in der Liederhalle zu einem längeren Interview zur Verfügung. Nur hier, sonst nie wieder, sprach er so ausführlich über seine Berliner Nachkriegszeit. Diese Aussagen und die Münchner Ergänzungen von 1985 sind meine wichtigsten Informationsquellen bis heute geblieben.

Elisabeth Furtwängler war in Clarens sofort bereit, mir den Briefwechsel zwischen ihrem Mann und Celibidache anzuvertrauen: »Ich fände das sehr richtig, wenn er bekannt gemacht würde, weil er doch einen Blick auf diese beiden Männer wirft.« Gemeinsam gingen wir in Montreux zum Fotokopieren. So kam ich nach Berlin zurück mit den aufregendsten Papieren, die mir je in die Hände gefallen sind.

Was liegt vor, was ist neu für die Musikliebhaber?

Grundlage der Arbeit sind 48 Dokumente, verfasst im Zeitraum zwischen dem 4. April 1946 und dem 21. Oktober 1952. 22 Briefe innerhalb dieser 6 ½ Jahre sind von Furtwängler an Celibidache gerichtet und werden zum ersten Mal veröffentlicht. Alle waren maschinenschriftlich abgefasst und in der Regel gut lesbar. Furtwängler konnte nicht mit der Maschine schreiben, auch nicht mit zwei Fingern. Deshalb waren beim Schriftverkehr, zumindest seit 1947, immer Sekretärinnen beteiligt, die seine Formulierungen stenographisch aufnahmen. Die Originale der so entstandenen Briefe sind im Besitz Celibidaches oder verloren gegangen. Durchschläge sind unser Arbeitsmaterial. Da bei ihnen die Kohlepauken vor der Unterschrift entfernt wurden, enthalten sie auch in keinem Fall handschriftliche Korrekturen.

Außer den Furtwängler-Briefen gab es in dem Fund eine »Vorläufige Vereinbarung« mit dem Berliner Philharmonischen Orchester und ein von Furtwängler autorisiertes Schreiben der Philharmoniker an Celibidache. Der Schriftverkehr mit seinem philharmonischen Vertrauensmann Fritz Peppermüller wurde eingefügt, soweit er dieses Thema berührt. Auch Karin Peppermüller, die Witwe des 1965 in Berlin verstorbenen Philharmonikers, hatte nichts gegen die Publizierung.

Da Sergiu Celibidache der Enthüllung seiner Briefe vermutlich niemals zustimmen wird, musste es zu verbindenden Worten zwischen den Furtwängler-Dokumenten kommen, aus denen das Kräftespiel der beiden Künstler hervorgeht. Freilich wurde dieser Brückenschlag besonders dann erleichtert, wenn sich bei Celibidache in der neueren Zeit Verhaltensmuster fanden, die denen von damals genau entsprachen. Zeugnisse von Philharmonikern aus den Jahren 1946 bis 1954 taten das Übrige.

Frau Furtwängler wiederum, der Celibidache am 13.11.1947 mit Hilfe ihres Mannes zwar keine »Orchesteridee« aber eine Orchidee schenken wollte, wusste in Zusatzgesprächen und Briefen so viel zu ergänzen, dass sich eine einigermaßen schlüssige Antwort auf die zentrale Frage geben lässt: Warum ist Sergiu Celibidache 1954 nicht der Nachfolger Furtwänglers als Chefdirigent des Berliner Philharmonischen Orchesters geworden, und warum hat er dieses Orchester am 29. November 1954, d. h. genau einen Tag vor Furtwänglers Tod, zum letzten Mal dirigiert?

Der Briefwechsel zwischen Celibidache und Furtwängler ist sicher unvollständig. Manche Blätter sind nicht datiert, so dass sie nur mit Mühe in die richtige Reihenfolge gebracht werden konnten. Überhaupt war erst ein mit Fleiß zusammengestellter Terminkalender der Wegweiser für das reizvolle Forschungsunternehmen.

Zu einer Hauptquelle für die gesicherten Daten und zur unschätzbaren Hilfe wurde das dreibändige Werk von Peter Muck, das 1982 aus Anlass des hundertjährigen Bestehens des Berliner Philharmonischen Orchesters erschien. Weitere Informationen entnahm ich den von Elisabeth Furtwängler autorisierten Lebensdaten ihres Mannes, herausgegeben von Martin Hürlimann 1955 im Atlantis-Verlag. Dazu kamen die Schallplatten-Chronik, veröffentlicht von Henning Smidth Olsen (1973) und seine Auflistung von Furtwänglers Konzertprogrammen, Operauführungen und Vorträgen von 1947 bis 1954.

Auf solch einigermaßen festem Territorium konnte ich mich bei Sergiu Celibidache nicht bewegen. Da niemand bis heute seine Vita lückenlos zusammengetragen hat, blieb auf Grund von Zeitungsmeldungen nur ein Gerüst, das wacklig auf dem »terminus ante quem« steht. Aus mehr oder weniger sorgfältigem Journalistenhandwerk ließ sich nicht viel mehr als ein dünner roter Faden durch ein Dirigentenleben

ziehen, das bei den Berliner Philharmonikern begann und über eine Odyssee von Kapellmeisterplätzen schließlich zu den Münchner Philharmonikern führte.

In diesem Buch wird zum ersten Mal der Versuch unternommen, Licht in das Verhältnis zwischen zwei Jahrhundertdirigenten zu bringen. Viele Unklarheiten blieben, Hypothetisches und eventuell auch Falsches musste niedergeschrieben werden. Doch bin ich sicher, dass die Furtwängler- und Celibidache-Freunde ihr Gespür und ihre Fantasie in hohem Maße entfachen werden, um den gesicherten Erkenntnissen ein immer breiteres Fundament zu geben. Am Ende wäre es das schönste Geschenk, wenn Celibidache selbst in »gereiften« Jahren Auskunft geben würde. Seine überragende Künstlerpersönlichkeit und seine Verehrung für Wilhelm Furtwängler fänden dadurch nur eine Bestätigung.

Klaus Lang, im März 1988

Vorwort zur zweiten Auflage

Bei den Rezensionen der ersten Auflage war ich doch in einem Punkt überrascht: Immer wieder hatte man mir vorgehalten, dass beim Schreiben des Celibidache-Buches nur die Briefe von Furtwängler vorgelegen hätten. Dabei war es mir wichtig, gleich im Vorwort klar und unmissverständlich auszusprechen, dass das nicht der Fall war. Auch hatte ich im Anhang eine Tabelle erstellt, bei der alle Dokumente mit präzisen Daten und Ortsangaben aufgelistet waren. Nein, ich war schon damals, 1988, als ich mich an das erste Buch über Celibidache heranwagte, im Besitz und in Kenntnis sämtlicher auffindbarer Briefe.

Das Problem lag an anderer Stelle. Am 20. November 1985 hatte ich dem Generalmusikdirektor Münchens, dem Chefdirigenten der Münchner Philharmoniker, Sergiu Celibidache, u. a. geschrieben: »...Nun hat mir Frau Elisabeth Furtwängler vor kurzem den Briefwechsel anvertraut,

den Sie zwischen dem 4. April 1946 und dem 21. Oktober 1952 mit Wilhelm Furtwängler geführt haben. Er bestätigt in vollem Umfang, wie groß und aufrichtig Ihre gegenseitige Wertschätzung war. Die Briefe bringen Licht in ein unerforschtes Kapitel der philharmonischen Nachkriegsgeschichte und belegen, wie sehr Sie sich in einer außerordentlich schwierigen Zeit für Furtwängler eingesetzt haben. Frau Furtwängler hat mir gestattet, die Briefe ihres Mannes zu veröffentlichen. Jetzt möchte ich auch Sie bitten, der Veröffentlichung Ihrer Briefe an Furtwängler zuzustimmen.«

Mit meinen Bemühungen, von Celibidache schriftlich, persönlich oder telefonisch eine Antwort zu bekommen, stieß ich auf Granit. Der eigenwillige Dirigent versperrte mir ab sofort jeden Zugang. Es wurde mir klar, dass ich meinen weiteren Weg von nun an allein gehen musste – und wollte.

Die Aussage der Juristen ließ keinen Zweifel zu: Der Abdruck von Celibidaches Briefen und auch deren wörtliches Zitieren waren mir untersagt. So musste ich zwischen den Furtwängler-Briefen Verständnisbrücken bilden, also Inhaltsangaben dessen, was der Meister damals geschrieben hatte. Das ist geschehen – ich betone es noch einmal: im Wissen um den kompletten Briefwechsel.

Nun sind die Jahre ins Land gezogen. Celibidache starb 1996, und in München wurde in seinem ehrenden Andenken eine Stiftung gegründet. Deren Intendant, der Dirigent Mark Mast, besuchte mich 2002 in Berlin, um von mir die originalen Briefe zu bekommen, die mir Elisabeth Furtwängler inzwischen geschenkt hatte. Diesem Ansinnen der Stiftung entsprach ich nicht, da ich mir eine andere Reihenfolge der Veröffentlichung vorgestellt hatte. Zuerst sollten die Leser des Buches den Wortlaut der Dokumente erfahren, dann ließe sich über ihre Ausstellung in Vitrinen reden.

Die Erarbeitung einer Neuauflage sah ich als meine Pflicht an. Ich hatte 1988 die Leser aufgefordert, »ihr Gespür und ihre Fantasie in hohem Maße zu entfachen, um mit ihrem Wissen den gesicherten Erkenntnissen über Celibidache ein immer breiteres Fundament zu geben.« Tatsächlich bekam ich Zuschriften über Berlin, München und Wien hinaus bis nach Belgien und Rumänien. Sie füllten einen ganzen

Aktenordner. Diese Richtigstellungen, Neuigkeiten und Ergänzungen durchziehen nun den Briefwechsel in seinem vollständigen Abdruck.

In der Tat habe ich mich nach 1988 dem rumänischen Stardirigenten nicht mehr unter die Augen getraut. War doch in seiner Biografie alles schonungslos offen – aber fair! – über sein Verhalten in der Berliner Nachkriegszeit ausgesprochen worden. Auch hatte ich – selbstverständlich – Celibidache den Erstdruck mit einer persönlichen Widmung nach München geschickt. Es war mir klar, dass ich darauf wiederum keine Antwort bekommen würde. Viel eher rechnete ich mit seinem Zorn.

Mehrere Herrschaften, auch eine seiner ehemaligen Geliebten, hatten ihn auf das Buch und seine »wilden« Jugendjahre angesprochen. Gar nicht böse er sei auf mich, sagte er, und: »Er soll bald zu mir kommen«. Der »Er« zog es aber vor, nicht zu kommen und in seinem schützenden Nest zu bleiben.

So hat es zwar zwischen uns keine »Versöhnung« gegeben, aber vielleicht doch eine gewisse Respektierung seinerseits, auch wenn es sich bei mir – in seinen Augen – nur um einen dieser »Pressemänner« handelte.

Meine persönlichen Erinnerungen an Celibidache jedenfalls sind trotz seiner Schmähungen positiv geblieben. Nach meiner Meinung war er bis zuletzt ein sympathischer und grundanständiger Mensch.

»Von nichts kommt nichts«, sagt der Volksmund, und diese Weisheit gilt insbesondere für künstlerische Hochbegabungen. Wenn ihr Verhalten auch manchmal fürs gemeine Volk unverständlich bleibt, sollten wir doch froh sein, dass es sie gibt. Schließlich geben sie uns sehr viel in unserer nüchternen und oft gänzlich fantasielosen Welt.

Klaus Lang, im Jahr 2009

Leo Borchard

Die Nachkriegsgeschichte der Berliner Philharmoniker begann weder mit Wilhelm Furtwängler noch mit Sergiu Celibidache. Furtwängler lebte in der Schweiz und hatte von den alliierten Siegermächten Dirigierverbot. Celibidache studierte seit 1936 an der Berliner Musikhochschule und an der Friedrich-Wilhelms-Universität. Kaum einer kannte ihn.

Der Mann der ersten Stunde hieß Leo Borchard. Ihm war, wie es der Titel von Matthias Sträubners Buch sagt, tatsächlich »Eine unvollendete Karriere« beschieden. Borchard wurde am 30. März 1899 als Sohn deutscher Eltern in Moskau geboren. Die rastlose Jugend in Russland, Finnland, der Schweiz, Frankreich und Italien verhalf ihm zu sieben Sprachen, die er fließend beherrschte. In seiner Kindheit erlernte er nicht nur das Violin-, sondern auch das Klavierspiel, das er in Berlin in der Meisterklasse von Eduard Erdmann fortsetzte. Dazu gab ihm Hermann Scherchen Unterricht im Dirigieren. Als Korrepetitor holten ihn Bruno Walter an die Städtische Oper und Otto Klemperer an die Staatsoper.



Leo Borchard (1899–1945)

Seinen philharmonischen Einstieg hatte Leo Borchard am 3. Januar 1933 mit Haydns »Militärsinfonie«. Doch erwies er sich – wie Fritz Busch – bald als ein eiserner Kriegs- und Nazigegner. Trotz zahlreicher Konzerte bei den Philharmonikern gehörte er nicht zur Spitzengruppe der Berliner Dirigenten. Seine wachsenden Erfolge genoss er eher im Ausland und ging dafür in Berlin in den Untergrund. Formal ließ er sich im Februar 1945 »nierenkrank« schreiben. Dafür klebte er nachts »NEIN«-Zettel an die Hauswände. Auf ihnen stand: »Werft alle Bilder von Hitler und seinen Komplizen auf die Straße. Organisiert den bewaffneten Widerstand!«

All das wüssten wir heute nicht, wenn Borchards damalige Lebensgefährtin Ruth Andreas-Friedrich es nicht in ihren Tagebüchern festgehalten hätte. Die etwa gleichaltrige Berlinerin arbeitete im Buchhandel, gab nach dem Krieg die erste Frauenzeitschrift »sie« heraus und starb 1977 in München. Doch wie starb Leo Borchard?

Bei Ruth Andreas-Friedrich ist es im »Schattenmann« präzise beschrieben, denn sie selbst stand mit Andrik Krassnow (so Borchards Pseudonym) vor den Gewehrläufen der russischen Sieger. Nur weil Borchard laut und fehlerfrei die russische Nationalhymne singen konnte, wurde ihnen das Leben gerettet.

Jetzt begann der Frieden, doch wie? Ruth Andreas-Friedrich: »Dort ist die Philharmonie. Oder vielmehr: da war sie einmal bis zum 29. Januar 1944. Wo einst Bruno Walter musizierte, liegt zwischen Schutt und Gemäuer ein toter Schimmel. Aufgedunsen der Leib, mit schwarzen, versteinerten Augen. Grausiges Stilleben unter zerbrochenen Arkaden. Die Bernburger Straße ist ein Steinhäufen.«

Am 4. Mai 1945 war der Kampf in Berlin zu Ende, der 8. Mai brachte die bedingungslose Kapitulation. Die Philharmoniker sahen ihre ureigene Aufgabe, indem sie zu Fuß oder mit klapprigen Fahrrädern in den unversehrt gebliebenen Titania-Palast kamen. Für Leo Borchard war es die Chance seines Lebens. Er holte sich beim General Bersarin die Erlaubnis zur Weiterarbeit und musizierte zunächst nur für die russische Besatzungsmacht. Dann aber galten die Konzerte den ausgehungerten und erlösten Berlinern. Am 26. Mai erklangen die »Sommernachtstraum-Ouvertüre« von Mendelssohn, das A-Dur-Violinkonzert von Mozart mit

dem Konzertmeister Ulrich Grehling und die 4. Sinfonie von Peter Tschaikowsky.

Endlich war Leo Borchard mit seinem eisernen Willen da, wo er immer hin wollte. Im Titania-Palast, im Haus des Rundfunks, im (heutigen) Theater des Westens und im Park an der Argentinischen Allee dirigierte er bis zum 20. August 22-mal die Philharmoniker. Dann kam die Katastrophe.

Am Donnerstag, dem 23. August, war er zusammen mit Ruth Andreas-Friedrich bei einem musikliebenden englischen Obersten zum Essen eingeladen. Um 19.00 Uhr wurden sie mit dem Wagen in seine Grunewald-Villa gebracht. Es gab ein herrliches Abendessen, aber ab 23.00 Uhr war in Berlin Ausgangssperre. Kurz vor elf fuhr sie der Oberst selbst nach Hause. Die Stadt war dunkel, nur ab und zu sah man Soldaten am Straßenrand. In der vergangenen Nacht hatte es zwischen Russen und Amerikanern eine Schießerei gegeben. Die amerikanischen Posten waren daraufhin angewiesen worden, alle Fahrzeuge zu überprüfen, die die Sektorengrenze in Richtung Osten passierten. Bei Nichtbefolgen des Stoppsignals sollte scharf geschossen werden.

Mit hellem Scheinwerferlicht kam der Oberst durch die S-Bahn-Unterführung am (heutigen) Bundesplatz. Der Posten übersah die englischen Kennzeichen und forderte zum Halten auf. Wie gewohnt, fuhr der Oberst durch, der Soldat schoss. Vielleicht wollte er auf die Reifen zielen, aber er traf Leo Borchard direkt in den Kopf. Er war sofort tot. Am 29. August wurde er auf dem Steglitzer Bergfriedhof begraben, genau an dem Tag, an dem Sergiu Celibidache sein erstes Philharmoniker-Konzert dirigierte.

Seit April 1990 gibt es in Steglitz die »Leo Borchard Musikschule«. Bis dahin hatte die Stadt Berlin den Dirigenten gründlich vergessen. Nur zweimal war seinetwegen in der Presse Bewegung. Frau Eugenie Borchard, die 81-jährige Mutter des Dirigenten, stand im Mai 1957 vor dem Berliner Oberverwaltungsgericht und erstritt sich eine Rentenerhöhung von monatlich 400,- auf 500,- DM. Boris Blacher, Hans Heinz Stuckenschmidt, Gottfried von Einem und Sergiu Celibidache hatten dem Gericht bescheinigt, dass der vor 12 Jahren Erschossene zweifellos eine leitende Stellung erreicht hätte und als Dirigent nun ein jährliches Mindesteinkommen von 100.000,- DM erhalten würde.



Die Ruine der im Krieg zerstörten »alten« Philharmonie in der Bernburger Straße

Knapp ein Jahr später, im März 1958, meldete sich völlig unerwartet auch die Witwe, Maria Borchard, und erkämpfte sich mit demselben Gutachten eine monatliche Unterhaltszahlung von 800,- DM und für ihren minderjährigen Sohn Leo Wladimir eine zusätzliche Ausbildungshilfe von 400,- DM.

Die amerikanischen Besatzungsbehörden hatten die Schadenersatzleistungen mit der Begründung abgelehnt, dass sich ihr Wachposten im Recht befunden habe. Daraufhin erklärten sich die Engländer für zuständig. Der Tod des deutschen Dirigenten Leo Borchard wurde damit zum »Besatzungsschaden«, der hinsichtlich des materiellen Verlustes vom Landesamt für Besatzungslasten abzugelten war.

Im Borchard-Buch von Matthias Sträßner gibt es einen faksimilierten Brief vom 21. Oktober 1952. Schon damals hatte sich Sergiu Celibidache für seinen Amtsvorgänger stark gemacht. In der Erklärung heißt es unter anderem:

»Ich, der Unterzeichnete, Sergiu Celibidache, geboren am 28. Juni 1912 in Roman, Rumänien, früher rumänischer Staatsangehöriger, jetzt staatenlos, wohnhaft in Buenos Aires, Argentinien, Conessa 775, zweiter Wohnsitz Mexiko, Departementos Altamira, Mexiko, D. F. erkläre an Eidesstatt Folgendes:

Von 1945 bis 1951, nach dem Tode von Leo Borchard, war ich Dirigent des Berliner Philharmonischen Orchesters. Ich bin von Beruf Dirigent und dirigiere jetzt als Gast in Europa und Südamerika und werde im nächsten Jahr in den Vereinigten Staaten dirigieren.

Leo Borchard lernte ich erst einige Monate vor seinem bedauerlichen Tode 1945 kennen. Aber diese kurze Zeit genügte, um zu erkennen, dass er ein ausgezeichneter Dirigent und Kapellmeister war. Außerdem war er ein gewissenhafter Mensch, sehr gebildet und sprachgewandt. Er besaß große Initiative und war voller Ideen und hätte eine große Zukunft gehabt.«